

| | |
|---------------------|---|
| Zeitschrift: | Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus |
| Herausgeber: | Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege |
| Band: | 103 (2009) |
| Heft: | 9 |
| Artikel: | Die jüngere Geschichte und die Probleme des afrikanischen Kontinents im Spiegel der Unabhängigkeitsbewegungen und ihres politischen Scheiterns : Gespräch |
| Autor: | Imfeld, Al / Elsener, Joe / Bossart, Rolf |
| DOI: | https://doi.org/10.5169/seals-390073 |

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

: These 1: Die Motivation der Überväter der Revolution

Jean-Paul Sartre wie auch Franz Fanon («Die Verdammten dieser Erde») haben an den Einsatz der Gewalt geglaubt. Ein Nachdenken über Gewaltlosigkeit oder die Folgen der Gewalt gab es nicht. Die These der afrikanischen Befreiungskämpfer lief etwa so: Zum engagierten Kampf brauchst du Hass; Hass und Gewalt gehen Hand in Hand; nur so kann man erfolgreich sein. Grössere oder wirklich seriöse theoretische Auseinandersetzungen fanden in den Lagern der Befreiungskämpfer nicht statt.

Joe Elsener: Fragen wir nach der Motivation der Überväter der Revolution. Du schreibst, dass eines der grössten Motive vieler afrikanischer Revolutionäre der Hass gewesen sei. Heisst das also, dass die marxistischen Grundlagen der Befreiungsbewegungen ein Mythos waren? Was war tatsächlich der Grundantrieb? In Simbabwe heisst es bis heute, es sei die ungerechte Landverteilung, oder war es nur der Neid?

Al Imfeld: Wenn wir die Zeitgeist-Strömungen zu dieser Zeit betrachten, dann ist zunächst natürlich die Nachkriegssituation zu nennen, mit einer Art Aufbruchsstimmung und einer allgemeinen Meinung, dass die Kolonialzeit sich dem Ende zuneigt. Das hatte auch zu tun mit der Teilnahme vieler Afrikaner an den Kämpfen im Zweiten Weltkrieg – bekannt waren die Schützen von Senegal – vor allem unter den Franzosen. Dabei gab es auch die Begegnungen mit schwarzen US-Soldaten, was natürlich auch tiefe Eindrücke hinterlassen hat. Dann ist sicher der Kalte Krieg ein Faktor. Der Osten, als Kolonialmacht in Afrika nicht vorbelastet, hat angefangen, den Kolonien eine marxistisch begründete Befreiung schmackhaft zu machen, ideologisch wie auch ökonomisch. Unter Marxismus haben aber die meisten nichts weiter verstanden, als den Akt der Befreiung. Von einem the-

Al Imfeld und Joe Elsener im Gespräch mit Rolf Bossart

Die jüngere Geschichte und die Probleme des afrikanischen Kontinents im Spiegel der Unabhängigkeitsbewegungen und ihres politischen Scheiterns

Schon seit geraumer Zeit trug sich der Afrikaspezialist Al Imfeld, Missionar, Journalist und Buchautor mit dem Gedanken, verschiedene da und dort geäusserte Überlegungen über das tragische Scheitern vieler afrikanischer Befreiungsbewegungen auf der politischen Bühne zusammenzutragen. Daraus entstanden ist ein längeres Thesenpapier, das die Hauptgründe für das Scheitern bereits in der Grundmotivation und in der Funktionsweise der Guerillatruppen ortet und tief in die afrikanische Kultur und Denkweise hineingeht. Der Immenseer Missionar und Kenner des südlichen Afrika Joe Elsener hat aus diesem Thesenpapier eine kürzere Version als Grundlage für ein Gespräch hergestellt. Dieses fand statt in der Wohnung von Al Imfeld, einem Ort, wo beispielsweise auch afrikanische Berühmtheiten wie die simbabwischen Politiker Robert Mugabe und Ndabaningi Sithole oder der Nobelpreisträger Wole Soyinka zu Gast gewesen sind. Ganz dem geschichtsträchtigen Ort entsprechend, haben die zwei Gesprächspartner ohne Scheu den ganzen Kontinent in ihre Überlegungen einbezogen, sprachen kritisch, aber mit grosser Vertrautheit und nicht ohne Empathie über die grossen Figuren der jüngsten afrikanischen Geschichte. Sie taten es mit jener Selbstverständlichkeit, die nur denen eigen ist, die selber ein Stück weit zu dieser Geschichte gehören.

oretischen Hintergrund kann man bei den zwei Dutzend Männern aus den verschiedensten Befreiungsbewegungen, die ich persönlich kenne, nicht sprechen. Neben dem Marxismus kamen als Grundmotive Ideen aus der Karibik in Frage, wie zum Beispiel die panafranische Bewegung. Kwame Nkrumah*, hat sie dann 1957 anlässlich der Unabhängigkeit nach Ghana gebracht. Aber Nkrumah war damals seit fünfzehn Jahren nicht mehr in Ghana gewesen und hatte eine völlig naive Vorstellung vom Panafrikanismus. Und deshalb ist er damit auch gescheitert. Ein weiterer möglicher Einfluss wäre noch die Bürgerrechtsbewegung der USA seit 1957. Obwohl zeitlich ideal mit den eigenen Befreiungsversuchen zusammenpassend, spielte diese aber in Afrika, außer in Südafrika, meines Wissens nur eine kleine Rolle. Übrigens wussten auch umgekehrt die Schwarzen in den USA kaum etwas von den Vorgängen in Afrika.

Rolf Bossart: Marxismus als reine Etikette im ganzen Befreiungsprozess? Gibt es Gegenbeispiele, zum Beispiel beim ANC?

AI: Ja, einzelne, aber das waren meist nicht die Schwarzen. Namentlich beim ANC waren es Mischlinge, Inder. Einen einzigen Mann würde ich hervorheben. Und das war Agostino Neto* aus Angola. Ein Marxist und ein Dichter, der mit seinen Gedichten den Kampf beeinflusst hat. Ein Beispiel für die Macht des Wortes. Aber Neto war ein Intellektueller und Theoretiker. Ein anderes Beispiel, das man noch anfügen könnte ist Julius Nyerere*. Er hat als Präsident von Tanzania vielleicht am konsequenteren versucht, so etwas wie Sozialismus umzusetzen. Allerdings war er durch seine katholische Bildung vielleicht näher bei der katholischen Soziallehre als beim Marxismus. Aber sonst... wenn ich zum Beispiel sagen höre, Jomo Kenyatta*, der erste Präsident von Kenia, sei ein Marxist gewesen, dann kann ich nur lachen.

JE: Ich bin im Allgemeinen einverstanden mit deiner Einschätzung, möchte aber fragen, ob nicht vielleicht der Begriff der Négritude* mit dem Slogan «schwarz ist schön» als eine Art klassenkämpferisches Element ins Spiel gebracht werden müsste.

AI: Die Négritude kommt wie der Panafrikanismus ebenfalls aus der Karibik; sie ist eigentlich immer eine literarische Sache geblieben und war wie der Marxismus nicht essentiell. Leopold Senghor* zum Beispiel hat die Bewegung in Westafrika aufgenommen und nach der Unabhängigkeit sehr umfassend und versöhnlich ausgelegt, so dass er von vielen als Verräter an der afrikanisch-kulturellen Selbstbestimmung angesehen wurde und keine grosse Wirkung hatte. Auch wir hatten ihn damals nicht mehr als Linken betrachtet. Dagegen sieht man erst heute, dass Senghor in der Überbrückungszeit eine der grossartigsten Figuren war. Der berühmte Gedichtband der schwarze Orpheus, dessen Herausgeber Senghor war, steht beispielhaft dafür.

Kommt hinzu, dass die Négritude außer in Südafrika fast nur im frankophonen Bereich Afrikas aufgenommen wurde und nicht im anglophonen, wo aber die meisten der von uns so genannten bewaffneten Befreiungsbewegungen tätig waren.

RB: Nehmen wir, um das bisher Gesagte an einem Beispiel aus der anglophonen Zone zu verdeutlichen, Robert Mugabe aus Simbabwe.

JE: Die Grundmotivation und Grundrhetorik für Mugabe war und ist bis heute die ungerechte Landverteilung im damaligen Rhodesien bzw. im heutigen Simbabwe zwischen schwarz und weiss. Und er versuchte dieses Thema mit marxistischen Ideen beim Volk zu verbreiten. Die wichtigere Frage war aber eine pragmatische oder taktische, nämlich die Wahl zwischen dem russischen oder dem chinesischen Kommunismus,

eine Frage, die sich natürlich vor allem über die finanziellen Zusagen entschieden hat. Mugabe hat dann vor allem mit den Chinesen zusammengearbeitet, auch weil sein interner Widersacher von Russland die Unterstützung hatte.

AI: Wir hatten damals eine hohe Meinung von der Intelligenz von Mugabe. Aber nach allem, was wir heute wissen, kann man sagen, dass er vor allem ein Streber war. Er wusste, was wo wie wichtig war. Es hiess immer, er habe in Ghana studiert, aber an der Uni war er nur zwei Tage. Ähnlich verliefen die Schulungen der afrikanischen Revolutionäre in der Schweiz, zum Beispiel im waadtändischen Caux, dem Zentrum der 1921 in Oxford gegründeten „Bewegung für moralische Aufrüstung“, die sich den amerikanischen Werten für eine egalitäre, allen offen stehende Gesellschaft verpflichtet wusste. Für die afrikanischen Befreiungsführer war das ein gutes Sprungbrett in eine einflussreiche Gesellschaft und deshalb haben sie sich alle nach Caux einladen lassen. Sie suchten in der Schweiz aber nicht Bildung, sondern vor allem Waffen. Ich erinnere mich zum Beispiel an Ndabaningi Sithole*. Der hielt in Zürich einmal eine Rede. Und das erste, was er mich hinter dem Vorhang gefragt hat, war: «Wie komme ich morgen zu Bührle?»

RB: Gehen wir nochmals zurück zur Ausgangsfrage. Wir wollen in diesem Gespräch ja den etwas gewagten Versuch unternehmen, hinter das Scheitern der afrikanischen Befreiungsbewegungen zu kommen, nach den militärischen Siegen eine egalitäre Gesellschaft oder wenigstens einen stabilen politischen Alltag aufzubauen. Als Schlüssel dazu hatten wir nach dem Marxismus als Grundmotivation gefragt. Al, kannst du dazu nochmals etwas sagen.

Al: Der Marxismus hatte zwar keine handlungsleitende, aber immerhin eine symbolische Bedeutung. Er diente als Lösung, etwa so wie damals bei uns das

rote Büchlein von Mao. Es ging weniger um die Inhalte, allein schon dass man es besass hatte bereits eine bestimmte Bedeutung und wirkte vereinigend. Dazu muss man noch sagen, dass China in Afrika besser angesehen war als Russland. Das hatte auch damit zu tun, dass die afrikanischen Studenten, wenn sie nach Moskau zum Studium gingen, in einem Außenbezirk völlig isoliert waren. Und die sind dann, um es plakativ zu sagen, mit einem Hass auf Russland, dafür mit Waffen im Gepäck zurückgekehrt.

JE: Die afrikanischen Befreiungsbewegungen waren angewiesen auf die Unterstützung durch die Ostblockstaaten. Aber nicht alle gingen nach Russland oder China. Angola hatte beispielsweise entscheidende Beziehungen zu Kuba und die Namibier gingen nach Ostdeutschland und hatten dort etwas mehr Glück als die anderen mit Russland.

2. Das Ziel der Befreiung

Der Sozialanthropologe Max Gluckman charakterisiert den Afrikaner aus seiner Geschichte folgendermassen: «In African political life, men were rebels and never revolutionaries.» Rebellen wollen einfach die politischen Führer durch eine neue Gruppe von Individuen ersetzen, während Revolutionäre eine neue soziale Ordnung mit neuen Werten und Strukturen einführen wollen. So ging eigentlich aus jeder Befreiung vom kolonialen System eine Autokratie hervor und wurden die meisten Befreier Tyrannen. Jedes Recht war für sie kolonial. Sie massen alles am Kolonialismus, den sie jedoch nicht analysiert, sondern bloss so oder anders erfahren hatten.

JE: In wie weit waren die Befreiungsführer bloss Rebellen und nicht Revolutionäre? Bleiben Julius Nyerere und Nelson Mandela positive Beispiele von wahren Revolutionären?

AI: Vor einem halben Jahr hatte ich mit Wole Soyinka* ein Gespräch zum

Thema, warum stehen die Afrikaner nicht auf und wehren sich gegen alle diese Regimes? Und Soyinka sagte, die meisten Afrikaner sähen keinen Sinn, sich zu wehren und dafür Schläge einzustecken. Sie seien der Überzeugung, dass sie die Unterdrückung nur überstehen müssten und dann alles von selber verrostet oder sich auflösen würde. Ein wenig von diesem Fatalismus ist selbst in den Befreiungsbewegungen sichtbar. Denn ein politisches Konzept für die Zeit nach dem Zusammenbruch der Kolonialverwaltung, wie es nach der Definition der Revolutionär haben würde, gab es ausser bei Nyerere in Tanzania und Neto in Angola nirgends. Es herrschte in diesem Sinn reines Rebellentum, Dreinschlagen und was nachher kommt, bringt der Himmel.

JE: Für die asiatischen Befreiungsbewegungen spricht man im Zusammenhang der politischen Konzeptlosigkeit vom sogenannten Cargokult. Der Begriff bezeichnet die Erfahrung asiatischer Inselbewohner, an deren Strände von Zeit zu Zeit ganze Ladungen von untergangenen Schiffen gespült wurden. Sie wussten weder woher der Segen kam, noch wann er wieder kam, noch was man dafür tun konnte. Sie dachten einfach, dass der nächste Cargo bestimmt irgendwann komme.

AI: Wie tief dieses Denken auch in Afrika verbreitet ist, kann man zum Beispiel auch daran sehen, dass in Südafrika während der Apartheid über tausend verschiedene Kirchen den Leuten genau mit solchen Vorstellungen vom Reich Gottes Hoffnung machten. Heute ist das nicht viel anders, im Gegenteil, es nimmt zu: Aus tausend sind zehntausend geworden.

RB: Nochmals zurück zur Aussage von Soyinka, dass die afrikanische Mentalität auf das Ertragen ausgerichtet sei. Wie aber erklärt er denn die Befreiungsbewegungen und auch all die bewaffneten Kämpfe heute?

AI: Er erklärt das Rebellentum mit der Palaverkultur. Man palavert und palavert und oft gibt es keine Resultate. Nicht selten kommt es dann als eine Art Überdruss-Reaktion zu Schlägereien oder mehr. Der enttäuschte Wunsch nach Resultaten gebiert Gewalt als Ersatzhandlung.

JE: Die Sache mit dem Ertragen von unerträglichen Situationen kann man vielleicht verdeutlichen mit der jetzigen Situation in Simbabwe, wo man von «Government by erosion» sprechen kann. Diese fast grenzenlose Bereitschaft, auszuhalten, bis eine Änderung irgendwann von selber passiert, lässt sich am Verhalten der Opposition gut beobachten.

3. Das koloniale Schulsystem

Die Kolonialisten überliessen die Schule den Missionaren; geschickt lagerten sie also das Bildungswesen aus. Zwei wichtige Faktoren im Zusammenhang mit der Schule haben die Widerstandskämpfer Afrikas geprägt: 1. Sie hatten, wie alle anderen auch, nur auswendig, aber nicht



argumentieren gelernt; 2. Von der eigenen Geschichte hatten sie keine Ahnung; sie lebten von Mythen. Man kann ruhig behaupten, dass die afrikanischen Befreiungsbewegungen das Resultat einer lebensfremden Schule waren. Die Mitglieder nahmen Bildung nicht ernst; sie konnten gar nicht, denn sie hatten im kolonialen Schulsystem niemals gelernt, was Bildung ist.

JE: Waren das englische, französische und portugiesische Kolonialsystem nicht grundsätzlich verschieden und hatte dieses nicht sehr unterschiedliche Einflüsse auf die Befreier?

AI: Aber kolonial waren alle Schulsysteme. Das heisst, sie waren aufs Mutterland ausgerichtet. Afrika galt als primitiver Kontinent ohne Geschichte, Religion und Wissenschaften. Und also wurde in den Schulen nichts Afrikanisches gelehrt, dafür zum Beispiel die Dramen von Shakespeare. Was bei den Leuten zu einer Entfremdung von der eigenen Kultur einerseits und zu Minderwertigkeitskomplexen der eigenen

Kultur gegenüber andererseits führte. Daneben gab es natürlich Unterschiede. Die Franzosen sagten, wenn ihr nur wollt, Kultur und Sprache lernt, könnt ihr werden wie wir. Der erste Afrikaner wurde bereits 1914 in die französische Nationalversammlung gewählt, auch Senghor war Mitglied. Die Portugiesen sandten die eigene Unterschicht in die Kolonien, die selber sehr bildungsfern war und sich deshalb kaum um Schulen für die Schwarzen kümmerten. Bei den Engländern gab es das self-rule System. Die afrikanischen Häuptlinge konnten ihre Stammesgebiete weitgehend frei organisieren, solange sie der Kolonialregierung streng ergeben waren, was bedeutete, dass die Volksschule weitgehend von den Missionaren geprägt wurde. Gerade zum Einfluss der Kirchen ist zusagen, dass zum Beispiel der Sozialismus Nyereres in Tansania nie diese beachtliche Wirkung gehabt hätte, wenn er nicht von den Kapuzinern in ihre Theologie aufgenommen worden wäre. Desgleichen gäbe es ohne die kirchlichen Schulen in Simbabwe nie di-

Peter Turnley fotografierte diese noch immer zeitlose Aufnahme 1988 im Tug-Wajale-Camp in Somalia während des dortigen Bürgerkriegs.
(BlackStar Picture Collection).



ese trotz allem erstaunlich gut funktionierende Zivilgesellschaft.

JE: Nicht zu vergessen das Problem der Sprachen. Im portugiesischen Schulsystem zum Beispiel wurden die einheimischen Sprachen überhaupt nicht verwendet. Alles war in Portugiesisch, ebenso im französischen Kolonialgebiet. In den englischen Missionsschulen dagegen lehrte man auch die einheimischen Sprachen.

4. Militarisierung und mangelnde Demokratisierung

Von Bewusstseinsbildung hat man bei allen afrikanischen Befreiungsbewegungen kaum etwas gefunden. Das Guerillatraining bestand aus Drill, Einschüchterung und Gehirnwäsche. Die Mitkämpfer sollten nicht zur Ruhe und ja nicht zum Nachdenken kommen. Man pflegte unaufhörlich die Aufrechterhaltung des Feindbildes und warnte permanent vor Verschwörern und Spitzeln. Die Führer der Befreiungsbewegungen haben – wie man im Nachhinein feststellen muss – ihr Volk schon damals nie einbezogen. Ihr Volksbegriff stand jeglicher Demokratisierung im Weg.

JE: Wie hätte der Übergang aus einer Militärpartei nicht in einen Einparteienstaat, sondern in ein demokratisches Partiensystem angegangen werden sollen? Gab es positive Ansätze? Zum Beispiel würde ich meinen, dass es während des Kampfes zum Teil schon so etwas wie eine ideologische Schulung oder Kontrolle gegeben hat, nur war diese nicht nachhaltig.

AI: Eine grosse Tragödie und auch der Grund für den nahtlosen Übergang nach der Befreiung in einen Bürgerkrieg waren die verschiedenen rivalisierenden Befreiungsbewegungen innerhalb eines Landes. Schlimmstes Beispiel war Angola mit drei solchen Armeen. Die Abwesenheit einer ideologischen Schulung der Kämpfer habe ich selber erlebt. Ich durfte dreimal ein Lager einer Guerilla-

truppe besuchen und fand dort nur Drill, die Überzeugung, dass sich nach dem Sieg alles von alleine regelt und sehr viele Soldaten, die kaum je zur Schule gegangen waren.

Die Länder mit einer positiveren Entwicklung haben wir bereits erwähnt. Tanzania unter Nyerere, Senegal unter Senghor, trotz allem auch Simbabwe oder Mocambique. Vielleicht, wenn ich an die grosse Wirkung von Gedichten und den bereits erwähnten Dichtern im afrikanischen Raum denke, hätte man noch viel mehr auf die Macht des Wortes setzen müssen oder auch versuchen, und da denke ich an die Tradition des Geschichtenerzählens, mit Theater die Leute zu erreichen, wie man das im Kampf gegen AIDS mit einem Erfolg praktiziert.

JE: Es gibt in Simbabwe Studien über die Songs der Befreiungsbewegungen, die an den sogenannten Pungwes verbreitet wurden. Die Leute sind in der Nacht zusammengekommen und haben dort politische Lieder gelernt und die hatten für die Bewegung eine grosse Bedeutung. Zum Teil haben sie zu diesem Zweck auch kirchliche Lieder eins zu eins übernommen. Hier scheint eine Art Inkulturation funktioniert zu haben.

5. «Nation Building» und ethnisches Denken

Ein «Nation-Building» konnte mit den Ex-Guerillas gar nicht möglich sein, denn die Ex-Guerillas besaßen keinen Begriff von Nation, bloss einen mystischen Volksbegriff. Sie hatten letztlich kaum reflektiert, was Kolonie überhaupt war und für sie bedeutet hatte.

Der Kampf für den Erhalt kolonialer Grenzziehung hatte etwas perverses. Wie hätte man da an ein «Nation-Building» herangehen können? Die Freiheitskämpfer kehrten zu einer «Grossfamilie» zurück und vergessen den Staat. Deshalb hatten sie auch kein Verständnis für Opposition. Wobei das Gegenteil genauso

wahr ist: Es gibt keine echten Oppositionellen, nur Personen als Gegenspieler, ebenfalls ohne politisches Konzept; es sind meist Neider, die mit ihrem Schutzclan auch etwas vom Kuchen haben möchten.

JE: Wie weit hat das nationale Denken während des Kampfes überwogen, während nachher das ethnische Denken wieder die Oberhand gewinnt?

AI: Tanzania hat 224 verschiedene Völker, Nigeria 412. Solange sie Kolonie waren, hatten sie alle denselben Orientierungspunkt, fiel dieser weg, fingen die Probleme erst richtig an. Hinzu kommt, dass die Ethnien durch die grossen Migrationsströme während der Kolonialzeit ebenfalls zum Teil gar nicht mehr klare Grenzen hatten. Wenn nun also mangels eines nationalen Zusammenhalts oder politischen Plans die Leute nach der Befreiung wieder vermehrt dem Stammesdenken sich zuwandten, so bot dieses wegen der Vermischung und teilweisen Auflösung auch nur noch bedingten sozialen Halt. Trotzdem wurden die Ethnien, wie man das auch an den rivalisierenden Befreiungsbewegungen sehen kann, zum grossen Machtfaktor.

JE: Tanzania war auch hier ein Glücksfall, da es mit der alten Handlungssprache Suaheli eine von allen akzeptierte Verständigungsmöglichkeit besass, ohne dass sich einzelne Kleinvölker (Stämme genannt) dabei zurückgesetzt fühlten.

RB: Das klingt nun auch ein wenig paradox in europäischen Ohren, wenn ihr gewissmassen das Fehlen eines Nationalbewusstseins als Grund des Scheiterns der Befreiungsbewegungen in Afrika anführt.

AI: So ist es aber.

JE: Hat die vorkoloniale afrikanische Vergangenheit und Tradition nicht auch zum Einheitsdenken und Nicht-Dulden von Minderheiten beigetragen? Wie hätte nationales Bewusstsein ge-

schaffen werden können und zugleich eine politische Opposition, die eventuell auch auf den veränderten ethnischen Grundlagen aufgebaut ist?

AI: Es fehlt für dieses Denken die europäische Aufklärung. Das sieht man auch am Bewusstsein für die Rechte von Minderheiten. Die Minderheitengesetzgebungen waren zur Kolonialzeit besser als in den heutigen Verfassungen. Die Bemühungen des Westens die herrschenden Einparteiensysteme einfach auf formaler Ebene in Zweiparteiensysteme umzuwandeln taugen natürlich nichts für einen Mentalitätswandel.

JE: Es gibt einen Satz aus der Demokratielehre der besagt: wenn alle einverstanden sind, ausser einem, hat dieser eine das Recht auf seiner Meinung zu beharren. Diesen Satz versteht kein Afrikaner. Die Minderheit muss sich fügen. Das zeigt sich deutlich im bereits erwähnten Palaver. Das Palaver ist da, um solange miteinander zu sprechen, bis alle die gleiche Meinung haben. Es steht von Anfang an unter dem Zwang, dass alle einig sind.

6. Vom bewaffneten Kampf in den Alltag

Für einen zivilen Aufbau der Gesellschaft waren die Ex-Guerillas weder vorbereitet noch geschult. Die richtige Folgerung wäre daher gewesen, dass die Kämpfer in den Hintergrund treten würden (sie hätten den Ruhestand verdient gehabt) und ein Parlament aus dem gesamten Volk gewählt worden wäre. Zwei wichtige Dinge für die Zeit nach der Unabhängigkeit hatten sie sich nie überlegt: nämlich erstens das Verhältnis im Alltag zwischen Schwarzen und Weissen und zweitens der Umgang mit dem geschehenen Unrecht. Verzeihen und/oder Vergessen? Beide Haltungen galten als unakzeptabel. Und davon, was eine Aufarbeitung wäre, hatte niemand eine Ahnung.

JE: Was haben die durch einen Befreiungskampf unabhängig gewordenen

afrikanischen Nationen den Ländern voraus, die ihre Unabhängigkeit «auf einem Teller serviert» bekamen? Was hätte für die Entmilitarisierung der ‹Freiheitskämpfer› und die Schaffung von genügend und angepassten Ausbildungsmöglichkeiten und Arbeitsplätzen für sie getan werden müssen?

AI: Wer zurückkommt aus dem Krieg muss den Bruch vollziehen vom Leben im Krieg zum Leben in Zivil. Persönlich fällt das vielen Soldaten schwer. Es geht umso leichter, je gefestigter die Zivilgesellschaft ist, in die sie hineinkommen. Aber diese war weder vorhanden, noch waren Ideen da, eine solche aufzubauen. So war die Militärregierung ohne Erfahrung im Zivilbereich die logische Folge. Ein anderes Beispiel: Im heutigen Kongo-Kinshasa gab es in der Regierung nach dem Unabhängigkeitskrieg nur drei Leute, die nicht ehemals gescheiterte Priesterseminaristen waren.

JE: Und die mussten sich dann alle assistieren lassen von der ehemaligen Kolonialmacht. Hinter jedem schwarzen Minister gab es noch einen Belgier.

RB: Das tönt für mich jetzt aber überraschend, hat man in der Linken doch gerade über das Stück von Aimé Césaire ein sehr positives Bild von Patrice Lumumba, dem ersten Präsidenten von Kongo-Kinshasa.*

AI: Lumumba wurde zu einer mythischen Figur, weil er so früh ermordet wurde. Aber nach allem, was wir heute wissen, könnte man sagen, der frühe Tod war ein Glück für ihn.

RB: Aber gab es inzwischen nicht eine neue Generation, die für ein besseres Regierungskonzept einstand? Ich denke etwa an Thomas Sankara aus Burkina Faso.*

AI: Oder auch JJ. Rawlings* in Ghana, der ebenfalls durch einen Putsch an die Macht gekommen ist und nach zwei passablen Amtszeiten freiwillig zurückgetreten ist. Sankara seinerseits ist eine

Tragödie. Er hatte tatsächlich das Volk hinter sich, hatte eine Volksbewegung initiiert und wurde erschossen von einem Marxisten, der das nicht ausgehalten hat. Aber noch heute, wenn du nach Burkina Faso fährst, spürst du, da war einmal ein anderer Mensch am Werk, das wirkt sich aus bis heute. Ähnliches spürst du auch in Tanzania wegen Nyerere.

Aber, um nur ein weiteres Beispiel aller Schieflagen auf diesem Kontinent zu geben, Sankara hatte mit Problemen von folgender Art zu kämpfen: Die Franzosen liessen mit der Unabhängigkeit von Burkina Faso eine Eisenbahnbaustelle 35 km vor der Hauptstadt von einem Tag auf den anderen im Stich. Sankara wollte diese endlich fertig bauen, aber weder Weltbank noch EU gaben seiner Regierung Geld für Eisenbahnbau, obwohl sie sonst für alles Mögliche und Unmögliche Geld geben.

RB: In allen Diskussionen über Afrika kommt immer und immer wieder der Korruptionsvorwurf. Was heißt Korruption in Afrika?

AI: Korruption ist komplexer als man meint, das geht bis in die Magie hinein. Immer wieder kamen Leute zu mir, die klagten darüber, dass ein Verwandter sie wegen einer Geldsache verhext habe. Aber entscheidend ist vor allem, dass die afrikanische Gesellschaft immer noch in grossfamiliären Strukturen festgefahren ist. Diese enge durch die Not noch verstärkte Verflechtung hat zur Folge, dass immer alles ausgegeben wird. Nichts wird gespart. Denn wenn jemand etwas hat, muss alles verteilt werden, alle haben etwas zu gut. Und wehe, du legst etwas auf die Seite, dann kommen alle und beschuldigen dich, was wiederum dazu führt, dass nie etwas da ist, auf dem man etwas aufbauen könnte. Korruption hat mehr mit diesen Strukturen zu tun, als mit dem, was wir darunter verstehen.

JE: Daraus ergibt sich für die Politik

folgende Haltung: Wenn ich endlich auch einmal dort bin, wo etwas verteilt wird, dann bin ich auch berechtigt, tüchtig zuzulangen. Das finden die meisten legitim. Deshalb wehrt man sich auch nicht gross, wenn eine neue Regierung sich so verhält. In Simbabwe gibt es ein System, das nennt sich «miteinander verdienen». Eine Gruppe verdient zusammen einen bestimmten Betrag und der wird so aufgeteilt, dass der eine im Januar alles bekommt, im Februar bekommt alles ein anderer, im März geht alles an einen dritten und so weiter. Das hat zur Folge, dass man in den anderen Monaten gezwungen ist, sich bei den anderen zu verschulden. So muss man nicht sparen, verbleibt aber auch in dauernder Abhängigkeit. Dieses Denken aufzubrechen, ist enorm schwierig. Mugabe wollte es bekämpfen in seiner Partei und hat einen Kodex über ökonomisches Verhalten eingesetzt, aber er konnte ihn nie durchsetzen. Das war meine erste Enttäuschung mit dieser Regierung.

RB: Was aber kann sich verändern, wo besteht Hoffnung für das politische System der afrikanischen Staaten?

AI: Ich rechne mit etwa drei weiteren Generationen, bis man in Afrika zu einer Staatsidee und einer Demokratie der ersten Generation kommen wird. Viele werden wohl eine Art konstitutioneller Monarchie einführen. Der zweite Punkt ist das Schulsystem. Das liegt heute am Boden, und man muss es sehr achtsam und behutsam aufbauen, reformieren und für alle wieder öffnen. Etwas Drittes wäre eine härtere Haltung der Geldgeberstaaten in Finanz- und Kreditfragen, um diese fatale afrikanische Geldmentalität auszuhebeln. Viertens ist es wichtig mit dem dichterischen Wort, mit Filmen, mit Theater und Musik eine Art Aufklärung zu machen.

JE: Ein Schlüssel liegt sicher darin, die Leute durch Kreditgemeinschaften, wo sie selber gesammeltes Geld anlegen

und verwälten, einen anderen Umgang mit Geld zu lehren. Sehr vielversprechend erscheinen mir die vielen kleinen Selbsthilfeinitiativen der afrikanischen Zivilgesellschaft, die nicht von ausländischen NGO's dirigiert werden. Es geht darum, dass wir diese nicht nur finanziell, sondern auch ideell unterstützen. Schliesslich ist es für viele Staaten unabdingbar, eine Wahrheits- und Versöhnungskommission einzusetzen, die die Vergangenheit aufarbeitet und die Gegenwart befreit von Vergeltungsdrohungen und -akten, so wie etwa in Südafrika oder in Sierra Leone.

AI: Ein letzter vorläufiger Gedanke ist die Förderung der Migration, vor allem innerafrikanisch, aber auch nach Europa. Zu Hause können sich die Afrikaner nicht befreien aus dem familiären Netz, sie können nicht aufsteigen. Nur in der Fremde können sie aus ihren Fähigkeiten etwas machen und Grossartiges leisten. ●

Das Gespräch basiert auf einem grösseren Text von Al Imfeld zur Problematik der afrikanischen Befreiungsbewegungen. Der ganze Text kann bestellt werden bei Al Imfeld (mail@alimfeld.ch) oder als gedruckte Broschüre beim Verlag pieper@gruenkraft.com

Personendaten

**Jomo Kenyatta* (1893 bis 1978) wurde 1963 mit der Unabhängigkeit Kenias erster Ministerpräsident des Landes. 1964 wurde er nach der Proklamation Kenias zur Republik deren erster Staatspräsident.

**Patrice Lumumba* (1925 bis 1961 ermordet in der Provinz Katanga) war ein afrikanischer Politiker und von Juni bis September 1960 erster Ministerpräsident des unabhängigen Kongo (zuvor: Belgisch-Kongo, 1971 bis 1997 umbenannt in Zaïre).

**Robert Mugabe*, (*1924) ist Chef der ZANU-Partei und seit 1987 als Präsident Staatsoberhaupt von Simbabwe. Auf Grund massiver Menschenrechtsverletzungen der Regierung Mugabe wurde Simbabwe aus dem Commonwealth ausgeschlossen.

**Négritude* ist eine literarisch-philosophische politische Strömung, die für eine kulturelle Selbstbehauptung aller Menschen Afrikas und ihrer afrikanischen Herkunft eintritt. Der Begriff hat eine kämpferische Intention und stammt vom Schriftsteller Aimé Césaire. Im Unterschied zum eher angelsächsisch orientierten *Panafricanismus* reflektierte die frankophone Négritude den europäischen Diskurs über Afrika.

**Agostino Neto* (1922 bis 1979) war der erste Prä-

sident von Angola (1975–1979) und Führer der Volksbewegung zur Befreiung Angolas (MPLA).

**Kwame Nkrumah (1909 bis 1972)* war ein ghanaischer Denker, Politiker und Staatsmann. Mit der Forderung Independence now! führte Kwame Nkrumah die britische Kronkolonie Goldküste unter dem Namen Ghana am 6. März 1957 als erstes schwarzafrikanisches Land in die Unabhängigkeit.

**Julius Nyerere (1922 bis 1999)* war ein tansanischer Politiker. Nyerere verstaatlichte die Banken und andere Wirtschaftsunternehmen, forderte die Neugründung sozialistischer Dorfgemeinschaften (*Ujamaa*) und eine Reform des Schulwesens.

**Jerry John Rawlings, auch J.J. genannt (*1947 in Accra)*, war von 1981 bis 2001 Präsident von Ghana.

**Thomas Sankara (1949 bis 1987)* war ein charismatischer, linksgerichteter Offizier in Burkina Faso. Vom 4. August 1983 bis zu seiner Ermordung im Oktober 1987 war Sankara der fünfte Präsident von Burkina Faso. Der Ähnlichkeit in der Ausstrahlung und den politischen Ideen wegen wird Sankara häufig als Che Guevara Schwarzafrikas bezeichnet.

**Léopold Sédar Senghor (1906 bis 2001)*, war ein senegalesischer Dichter und Politiker und von 1960 bis 1980 Präsident des Senegal.

**Ndabaningi Sithole (1920 bis 2000)* war ein simbabwischer methodistischer Pastor und einer der wichtigsten politischen Exponenten des

«Freiheitskampfes» der Bantu in Simbabwe. 1978 wurde er Mitglied der Übergangsregierung. 1980 verlor er in den Wahlen gegen Robert Mugabe.

**Wole Soyinka (*1934)* hat 1986 den Nobelpreis für Literatur erhalten. Im Jahr 1967 wurde er während des nigerianischen Bürgerkriegs für seine Friedensbemühungen von der Bundesregierung festgenommen und zu Einzelhaft verurteilt. Während des Aufenthaltes im Gefängnis schrieb er Dichtungen, die er unter dem Namen Poems from Prison veröffentlichte. Seine Erfahrungen im Gefängnis verarbeitete er in seinem Buch *Der Mann ist tot: Gefängnisvermerke*.

**Sékou Touré (1922 bis 1984)* war Präsident von Guinea.

Joe Elsner ist Immenseer Missionar und war lange Jahre im südlichen Afrika. Er engagierte sich gegen die Apartheid und für den Versöhnungsprozess in Südafrika. Heute ist er Mitglied in der Prgrammgruppe des Romerohaus Luzern. jelsener@romerohaus.ch, Al Imfeld hat nicht nur alle 54 afrikanischen Länder bereist sondern auch alle afrikanischen Befreiungsbewegungen in ihren Hauptquartieren besucht, Vertreter von ihnen in Zürich empfangen, Vernetzungen für sie in alle Welt versucht. Vielleicht hat er sich als Idealist mehr erhofft. Auf diesem Hintergrund sind seine Gedanken auch zu begreifen. Doch wer sich Sorgen macht, hat Hoffnung nicht aufgegeben. (mail@alimfeld.ch)

Leserbrief zu «Fleisch und Leben» von Jules Rampini-Stadelmann (NW6/09)

Ich kann nicht nachvollziehen, wie man ein Tier (in diesem Fall eine Kuh), das man liebt, töten lässt. Ihre Gefühle gerieten durcheinander, schreiben Sie, fragten sich auch, was wir Menschen uns eigentlich anmassen, wenn wir ein Tier einfach schlachten und aufessen. Warum haben Sie ihre Frage nicht zu Ende gedacht und die Kuh am Leben gelassen? Sie schreiben, die Kuh Glöggli hätte eine weitere Euterentzündung wohl kaum überlebt. Kann möglich sein. Es hätte aber noch eine andere Möglichkeit gegeben, als die Kuh zu töten: Die Kuh nicht mehr zu schwängern, dann hätte sie keine Milch mehr geben müssen. Wenn Sie sich das nicht leisten

könnten, hätte sie ihr Leben auf einem Gnadenhof geniessen können. Was Sie schreiben bezüglich Tierwirtschaft, Intensivhaltung, haben Sie völlig Recht, aber: Mit diesem hohen Konsum von tierischen Produkten ist es gar nicht anders möglich. Wenn man allen Schweinen, Hühnern ein artgerechtes Leben ermöglichen wollte, würde der Platz gar nicht reichen auf dieser Erde. Also kann artgerechte Bio-Tierhaltung immer nur ein Nischenprodukt bleiben. Folglich wird man mindestens Vegetarier, noch besser Veganer, nur schon, weil auch die Tiere ein Recht auf ein unversehrtes Leben haben. Sie könnten z.B. eine Landwirtschaft ohne Nutztierhaltung ins Leben rufen. In freundlicher Verbindung
Beat Stocker